

Der englische Maler.

Erzählung nach Tatsachen, von Mr. Myers.

Der von Ostende kommende Gilzug lief gegen Mittag auf dem Nordbahnhof in Brüssel ein. Hier wechselten die Eisenbahn- und die Postbeamten, welche den Zug weiter nach Verviers und von dort nach Aachen und Köln begleiteten. Nur wenige Minuten nahm die Uebergabe des Zuges in Anspruch. Unterdessen hatte sich die neue Lokomotive an das bisherige hintere Ende des Gilzuges gefügt, denn der Nordbahnhof in Brüssel ist eine Kopfstation, das Abfahrtsignal ertönte, und in derselben Richtung, aus welcher der Zug gekommen war, fuhr er ab, um dann auf die Strecke nach Verviers überzugehen.

Ein ungefähr vierzigjähriger Mann, dem man in seiner Kleidung, seinem Gesicht und seiner Haltung den Engländer der besseren Stände ansah, bewegte sich über den Bahnsteig dem Ausgang zu. Er ging mit Hilfe eines Stodes. Sein rechtes Bein war gelähmt oder verkrüppelt, und das Gehen fiel ihm offenbar schwer. Kurz vor der Treppe, die zur Eintrittshalle des Bahnhofes herunterführte, staute sich die Menge, und der Hinfende stand neben einem Mann am Ende der Zwanziger, der einen Civilkranz, aber die goldbordierte Mütze der belgischen Postbeamten trug.

An diesen wendete sich der Hinfende mit den Worten: „Mein Herr, ich erkenne an Ihrer Mütze, daß Sie ein Postbeamter sind. Es ist mir, als hätte ich Sie bereits in Ostende gesehen. Wahrscheinlich haben Sie die Post von Ostende bis hierher begleitet?“

Der Angeredete sah den Fragenden etwas erstaunt an und sagte zurückhaltend: „So ist es, mein Herr.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige. Ich bin krank, das heißt, ich habe ein fast gelähmtes Bein. Sie wohnen als Postbeamter gewiß hier in der Nähe des Nordbahnhofes. Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ein bescheidenes Zimmer finde? Verzeihen Sie, wenn ich Sie mit meiner Frage belästige, aber ich glaube, Sie wären in dem Stadtviertel gut bekannt.“

„In der That,“ versetzte der Beamte, „ich wohne hier nicht in der Nähe mit meiner alten Mutter, und zufälligweise haben wir auch ein Zimmer zu vermieten.“

Der Hinfende schien außerordentlich erfreut. „Welch ein glücklicher Zufall! Ich habe wirklich nicht erwartet, es so günstig zu treffen. Mein Name ist Frazer.“

„Und ich heiße Emil Caperon, mein Herr. Das Zimmer ist ganz nett eingerichtet; bisher hat ein College von mir darin gewohnt, der aber jetzt nach Verviers versetzt worden ist. Wir nehmen nicht jeden auf; aber vielleicht sehen Sie sich einmal die Wohnung an. Ich glaube, meine Mutter wird gegen Sie nichts einzuwenden haben.“

„Und ich würde mich glücklich preisen“, erklärte Frazer, „wenn ich zu Ihnen ziehen könnte. Sie sind Beamter, und wenn ich bei Ihnen wohne, so ist das eine gewisse Garantie für mich, daß ich in eine anständige Familie hineinkomme. Ich bin ganz fremd hier, bin eigentlich ein Krüppel, denn ich kann mich nur mühsam fortbewegen und bin in vieler Beziehung auf die Liebenswürdigkeit der Leute angewiesen, die mich aufnehmen.“

„Ich weiß nicht, welche Beschäftigung Sie haben“, sagte Caperon, „aber die Wohnung wird Ihnen schon gefallen. Sie liegt in der Nähe des Bahnhofes; auch zu den Boulevards ist es nicht weit, und an der Ecke der Straße finden Sie eine Parkbank, die Ihnen Gelegenheit giebt, alle wichtigen Punkte ohne Mühe zu erreichen.“

„Ganz ausgezeichnet!“ erklärte Frazer. „Ich bin Maler, mein Herr. Ich darf mich wenigstens so nennen, wenn ich auch nicht meinen Lebensunterhalt durch die Kunst verdiene. Meine Verhältnisse gestalten es mir, nach meinem Gefallen zu leben, und meine Krankheit zwingt mich schon seit Jahren, viel im Zimmer zu bleiben, und veranlaßt mich zu eifrigem Arbeiten an der Staffelei.“

Die beiden Herren hatten unterdessen den Platz vor dem Bahnhof erreicht. Caperon rief einen Vigilanten, das heißt eine einpännige Droschke, heran, setzte sich mit Frazer, der nur kühnlich in das Gefährt einsteigen konnte, ein und gab dem Kutscher die Adresse Rue de la Bienfaisance Nr. 65 an.

Sein Gepäck ließ Frazer auf der Bahn, er wollte es erst holen lassen, wenn er das Zimmer gemietet hatte.

Dieses Geschäft war nach dem Eintreffen in der Wohnung Capérons bald erledigt. Seine Mutter, eine würdige Dame in den Sechzigern, betrachtete prüfend den Gast, der in seinem ganzen Auftreten eine gute Erziehung und große Bescheidenheit zeigte. Er besichtigte das Zimmer, das außerordentlich sauber gehalten war und dessen beide Fenster auf einen Garten hinausgingen, und bat dann um die Erlaubnis, sich sofort einzurichten zu dürfen, sowie gleichzeitig um Angabe des Preises.

Mutter und Sohn hielten eine kurze Beratung, und dann kam Caperon zu Frazer, um ihm mitzutheilen, daß er das Zimmer für den Preis von sechzig Franken monatlich erhalten könne.

Morgentaffee und Bedienung sei dabei unbegriffen, auch das Heizen solle in den jetzt herannahenden Wintermonaten (man befand sich im November) gut besorgt werden.

Frazer erklärte, der Preis erscheine ihm nicht zu hoch, er bitte aber noch einmal um die Erlaubnis, Frau Caperon sprechen zu dürfen, da er ihr eine Bitte vorzutragen habe, von deren Erfüllung sein Aufenthalt im Hause abhängig sei. Caperon geleitete den Fremden wieder in das kleine Empfangszimmer zurück, und Frazer trug in wohlgelesenen Worten mit sehr viel Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit der alten Dame die Bitte vor, sie möge ihn ganz und gar als Hausgenossen aufnehmen. Er sei krank und werde nur täglich den Weg zum Arzte machen, den er zum Zweck einer längeren Massagekur aufsuchen wolle, sonst möglichst alles Ausgehen vermeide. Es wäre ihm daher sehr erwünscht, wenn er die Mahlzeiten mit der Familie einnehmen könne, und wenn man ihn ganz und gar als zum Hause gehörig betrachten wolle.

Madame Caperon wollte zuerst nicht darauf eingehen; sie meinte, ihr Haushalt sei sehr bescheiden. Emil bleibe immer nur einen Tag zu Hause, den nächsten sei er in Ostende, käme dann Abends wieder spät an, und ihre ganze Lebensführung sei sehr einfach. Frazer erklärte sich aber mit allem Einverständnis und wußte so liebenswürdig zuzureden, daß schließlich Frau Caperon sich bereit erklärte, eine vierzehntägige Probe zu machen. Frazer bat sie, sofort eine Anzahlung von hundert Franken von ihm anzunehmen, und ließ dabei eine mit Banknoten wohlgespickte Brieftasche sehen. Das wirkte. Einen so zahlungsfähigen Miether läßt man sich nicht gern entgehen.

Zwei Stunden nach seiner Ankunft in Brüssel war Frazer vollständig eingerichtet. Als er bei dem bescheidenen Abendbrot mit der Familie Caperon zusammen saß, sah man es ihm an, wie erfreut er war, so gut untergekommen zu sein, und auch Frau Caperon war von ihrem Miether bereits sehr eingenommen. Frazer hatte annehmend große Reisen gemacht, kannte Australien, Nord- und Südamerika, sogar Indien, und wußte interessant zu plaudern. Frau Caperon und ihr Sohn wünschten sich Glück zu dem neuen Miether. Sie lebten in bescheidenen Verhältnissen, und es war für sie sehr angenehm, einen Miether zu haben, dem es nicht darauf ankam, die Bequemlichkeiten, die man ihm im Hause bot, auch anständig zu bezahlen.

Als die vierzehntägige Probezeit vorüber war, dachte niemand daran, das Verhältnis, das sich zwischen Frazer und der Familie Caperon entwickelt hatte, aufzuheben. Der Engländer gehörte wirklich zur Familie. Ueber den Preis, den er monatlich für volle Verpflegung zahlen sollte, war man schnell einig geworden, denn Frazer bewilligte ohne weiteres, was Frau Caperon forderte. Er erklärte, er fühle sich glücklich in dem Hause, nachdem er so lange unruhig in der ganzen Welt herumgereist sei. Frau Caperon hatte durch den Fremden eine ansehnliche Mehreinnahme und Emil Caperon einen Freund. Alle waren also höchlich zufrieden.

Frazer verließ nur einmal das Tages das Haus, um sich zu Wagen zu dem Masseur zu begeben, sonst sah er in seinem Zimmer, las oder arbeitete an der Staffelei. Seine Malerei war freilich nicht weit her, er war offenbar mehr Zeichner als Maler, und trotzdem er sich annehmend große Mühe gab, kam er über eine dilettantische Mittelmäßigkeit nicht hinaus. Er führte nach vorhandenen Skizzen aus Indien, Australien und Südamerika Bilder aus, lediglich zu seinem Vergnügen.

Wenn Emil Caperon dienstfrei war, sah er auf den Wunsch Frazers meist bei ihm im Zimmer, um sich mit ihm zu unterhalten. Frazer ließ es sich nicht nehmen, für gute Cigarren, seine Viquette und gute Weine zu sorgen, mit denen er seinen Freund bewirtete; er kam nie von seiner täglichen Ausfahrt zum Arzte zurück, ohne für Frau Caperon ein paar Blumen, eine Raschelei oder irgend eine andere Aufmerksamkeit mitzubringen. Als er das erste Landschaftsbild vollendet hatte, schenkte er es Frau Caperon in schönem Rahmen, und selbstverständlich erhielt das Kunstwerk des Miethers den besten Platz in dem kleinen Empfangszimmer. Schließlich kam er sogar auf den Gedanken, Frau Caperon und ihren Sohn zu malen, was diese sehr erfreute.

Während Emil und seine Mutter dem freundlichen Miether saßen, wurde natürlich fleißig geplaudert. Frazer interessierte sich für alles, auch für das, worüber Emil Caperon sehr gern sprach, nämlich für dessen Beschäftigung. Es ist selbstverständlich, daß jeder Mensch gern etwas über das mittheilt, was seine Aufgabe, was sein Beruf, was seine tägliche Beschäftigung ist, und Frazer hörte mit einer Aufmerksamkeit zu, als wolle er selbst noch einmal Postbeamter werden. Die Beschäftigung Capérons war aber auch wirklich interessant, denn er hatte mit der internationalen Post zu thun. Fast jedesmal, wenn der Dampfer Nachts von Dover in Ostende ankam, brachte er eine Anzahl internationaler Poststücke

mit, große Ledertaschen, die mit Briefen und Druckfachen volgepackt und mit Bleisiegeln verschlossen sind. Sie enthalten Sendungen aus Nord- und Südamerika, die für den Continent, insbesondere für Deutschland, bestimmt sind. Natürlich find unter den internationalen Poststücken auch solche für Belgien, der Lederfach aber, der diese Sendungen enthält, kommt in den belgischen Postwagen, der nur bis Brüssel geht. Am Ende des Gilzuges, der von Ostende kommt, befindet sich jedoch noch ein zweiter, ein internationaler Postwagen, der mit den Buchstaben A. B. gezeichnet ist. Die internationale Post wird in Ostende direkt in den Wagen A. B. geladen, dann wird der Wagen mit Bleisiegeln versehen, und die Thüren werden außerordentlich durch Vorhängeschlösser verschlossen, deren Konstruktion nur den Postbeamten bekannt ist. Es giebt zu jedem der Schlösser zwei Schlüssel, einer davon bleibt in Ostende, der andere liegt in Verviers. Der an den Schnellzug angehängte Wagen A. B., in dem sich keine Postbeamten befinden, geht zunächst bis Brüssel, wird dort dem Schnellzug No. 67 angehängt, der nach Verviers und von dort über Aachen nach Köln geht, und in Verviers in Gegenwart der belgischen Postbeamten von den deutschen übernommen.

Frazer fand das alles höchst interessant und meinte, daß es ein sehr hübsches Genrebild geben würde, wenn man das Einladen der internationalen Post in den Wagen A. B. darstellte. Da dies stets bei Nacht geschähe, entstanden durch die verschiedenen Gas- und Handlaternen sowie durch das elektrische Licht jedenfalls sehr wirksame Lichteffekte. Auch Caperon war der Ansicht, daß das Bild sehr schön werden würde, und versprach, seinen Freund nach Möglichkeit zu unterstützen, wenn er Studien und Zeichnungen in Ostende machen wollte.

Mit dem Frise Frazers ging es besser. Die Massage that ihm außerordentlich wohl. Er erfuhr zwar von dem behandelnden Arzte, daß er höchst wahrscheinlich niemals ohne Hilfe eines Stodes würde gehen können, aber er wurde doch bewegungsfähiger.

Frazer ließ so leicht keine Idee, die er einmal ergriffen hatte, fallen. Schon am nächsten Tage fuhr er mit Emil nach Ostende, um dort einige Tage zu bleiben und Skizzen zu entwerfen. Er war durch Caperon mit den anderen Postbeamten in dem großen Postamt am Quai bekannt geworden, und man hatte nichts dagegen, daß er sich mit seinem Skizzenbuch trotz der Winterkälte hinsetzte und das Innere und Aeußere der Wagen zeichnete. Hin und wieder entwarf er auch eine kleine Skizze aus dem Bureau, worüber sich die Beamten immer freuten, zumal Frazer diese Skizzen verschenkte.

Am dritten Abend war er auch zugegen, als Caperon wieder mit dem belgischen Postwagen nach Brüssel zurückfuhr. Er zeichnete eifrig Skizzen der nächsten Scene, die sich bei der Verladung der internationalen Post ergab. Er erfuhr hier, daß die Postfächer, die Werthpäckchen enthielten, mit blauen Etiketten besetzt wurden, damit die Postbeamten, die sie in Verviers übernahmen, sofort wüßten, wo die wichtigsten Stücke lagen. Er sah zu, wie die Thüren des Wagens A. B. geschlossen wurden, und als dann der Zug in der Richtung nach Brüssel abfuhr, blühte ihm Frazer lange nach. Dann ging er in der Richtung nach seiner Wohnung fort, suchte aber diese nicht auf, sondern ging ein paar Straßen weiter, blieb endlich vor einem Hause stehen und piffte ein eigenenthümliches Signal.

Im zweiten Stock dieses Hauses öffnete sich ein Fenster, und ein männlicher Kopf spähte hinaus. Dann wurde das Fenster wieder geschlossen, die Hausthür geöffnet und Frazer eingelassen.

Raum oben im Zimmer angelangt, wo drei Männer anwesend waren, begann Frazer mit unheimlicher Sicherheit und Geschicklichkeit einen Tanz auszuführen, bei dem er sein krankes Bein genau so gebrauchte wie sein gesundes. Die drei anderen im Zimmer Anwesenden, ihrer Sprache nach sämtlich Engländer, lachten aus vollem Halse, worauf Frazer erklärte:

„Nacht nicht; ihr glaubt nicht, wie nöthig eine solche Bewegung für mich ist. Das Bein wird mir ganz steif von dem fortwährenden Hin- und Hergehen allein hin, muß ich es immer in Bewegung üben, damit ich nicht hinfalle, auch ohne zu wollen. Zum Teufel, ich brauche meine Beine doch sehr nöthig; ein einziger Fehltritt zur unzeitigen Zeit bringt mich in Gefahr und vielleicht auch ebenfalls.“

„Schon gut, Jones! Sage, wie steht es?“ versetzte der Mann, der Frazer die Hausthür geöffnet hatte.

„Gut. Aber wir müssen noch ungefähr acht Wochen warten. Die Sendungen, die jetzt herüberkommen, sind nicht so werthvoll. Erst im Frühjahr, wenn die Schiffe nach Amerika nicht mehr so gefährlich ist, wie im Winter, kommen die Werthpäckchen, und dann ist auch die günstige Zeit für uns. Jetzt könnte bei Schneefall auf den Trümpfeln eine Spur bleiben, die uns verrieth; bei Glätte wäre die Sache äußerst gefährlich. Wir müssen

warten, bis Thauwetter kommt. Ich denke, so Mitte März, wenn Neumond ist, können wir die Sache ausführen. Doch nun laßt uns keine Zeit verlieren. Kommt her; ich will euch eine Skizze des Wagens zeichnen, damit ihr genau orientirt seid. Ich erwarte, daß ihr morgen wieder abreist und euch möglichst wenig hier sehen laßt. Es genügt, wenn später der Verdacht auf mich allein fällt!“

Nachdem Frazer fast acht Tage lang in Ostende Skizzen gezeichnet hatte, kam er wieder nach Brüssel zurück und begann hier sein ziemlich großes Bild zu entwerfen. Die Genremalerei gelang dem Engländer entschieden besser als seine Landschaften. Das Bild versprach recht gut zu werden. Mit welcher Gewissenhaftigkeit malte aber auch Frazer! Er war im Stande, ungeduldig auf Emil einen halben Tag zu warten, um von diesem zu erfahren, wie ein Bolzen oder ein Niet in dem Wagen saß, oder nach welcher Richtung hin sich die Thür öffnete. Er hatte das alles ja in seinem Skizzenbuch, aber er war übertrieben genau und holte immer wieder den Rath seines Freundes ein.

Als Caperon eines Abends zurückkam, klagte ihm Frazer, er habe sich den ganzen Nachmittag den Kopf darüber zerbrochen, wie er das Geheimniß malen sollte. Damit komme er nicht zu Stande. Er habe nur höchst unsichere Skizzen davon entworfen und möchte gerade darin seinen Fehler machen. Caperon, der sich schon seit längerer Zeit mit Frazer buzte, beruhigte den Freund lächelnd. „Mach dir darüber keine Sorgen, ich bringe dir übermorgen ein solches Schloß mit. Sie sind alle gleichmäßig konstruirt. Du darfst aber nicht darüber sprechen, daß ich dir eines bringe. Es ist verboten, die Geheimnisse aus dem Bureau zu entfernen. Du kannst es einen Tag lang hier behalten, während ich zu Hause bin, dann ist das Schloß gewissermaßen unter meiner Aufsicht, und bei dir hat es ja überhaupt keine Gefahr.“

Frazer war sehr ängstlich und lehnte das Anerbieten ab. Er wollte dem Freund, den er so hoch schätzte, und den er so gern hatte, keine Unannehmlichkeiten bereiten. Aber Caperon lachte ihn aus, und als er das nächste Mal von Ostende zurückkam, brachte er in der That ein Geheimschloß mit, dessen Konstruktion er mit großem Eifer dem Freunde erklärte. Frazer machte sich sehr sorgfältig Skizzen von dem Schloß, sogar solche in natürlicher Größe. Als Caperon Nachmittags ausgegangen war, nahm er in seiner Gewissenhaftigkeit sogar einige Wachsabdrücke des Schlüssels, der sehr kunstvoll gearbeitet war. Als dann am nächsten Tage Caperon nach Ostende fuhr, gab ihm Frazer das Schloß wieder mit und bat ihn dringend, vorzüglich zu sein, damit keine Unannehmlichkeiten habe.

Am Nachmittage des Tages, an dem Caperon in Ostende war, um Nachts wieder zurückzufahren, erhielt Frazer den Besuch eines Landsmannes. Er schloß sich mit ihm eine Stunde lang ein, hielt ihm flüsternd eine Instruktion an der Staffelei ab und gab dem Engländer, der genau so aussah wie der Mann, der ihm in Ostende die Hausthür geöffnet hatte, sorgfältig gearbeitete Bleisiegeln des internationalen Postwagens, des Geheimschlösses und die Wachsabdrücke des Schlüssels mit.

Im Laufe der nächsten Woche wurde das Bild fertig. Eines Tages kam ein Mann, der im Auftrage Frazers einen kostbaren Rahmen zu dem Bilde brachte, und nachdem dasselbe in den Rahmen eingefügt war, überreichte es mit warm empfundenen Worten Frazer seinem Freunde Emil Caperon zum Andenken.

Zwei Tage später erhielt Frazer aus London eine Depesche, die er auch Caperon zeigte, und in der ihm die Mittheilung wurde, daß seine Mutter schwer erkrankt sei und ihn zu sehen wünsche.

Es war recht unangenehm für Frazer, seine Massagekur zu unterbrechen, aber natürlich durfte er nicht zögern, an das Krankenbett der Mutter zu eilen. Er erklärte ausdrücklich, daß er in spätestens acht Tagen wieder zurückkehren werde, und daß er sein Zimmer behalte. Dann reiste er nach Ostende, um mit dem Schiff über Dover nach London zu eilen.

Das Dampfschiff von Dover mit den Londoner Passagieren lief kurz vor zwölf Uhr Nachts in den Hafen von Ostende ein und legte sich am Quai fest. Die Passagiere stiegen aus und direkt am Quai auf dem Hafenbahnhof in den bereitstehenden Gilzug, der nach Brüssel fährt. Die größte Zahl der Reisenden benutzte diesen Zug.

Die internationale Post war diesmal außerordentlich hart; dies überraschte die belgischen Postbeamten aber durchaus nicht, denn der Donnerstag ist gewöhnlich ein starker Posttag, weil im Laufe des Vormittags in London verschiedene Dampfer von New York eintreffen.

In den letzten Abtheil des Wagens zweiter Klasse, der dicht vor dem A. B.-Postwagen stand, hatten sich zwei Herren gesetzt, die ihrem Aeußeren nach Engländer waren. Kurz vor der Abfahrt des Zuges kamen noch zwei andere Passagiere, die suchend am

Zuge entlanggingen und endlich in denselben Abtheil flogen. Der Schaffner bemerkte, daß die vier Herren nicht zu einander gehörten, denn sie saßen in einer Ecke und kümmerten sich nicht umeinander.

Die Post war endlich glücklich verladen. Noch im letzten Augenblick wurden die Bleiverschlüsse auf beiden Seiten des Wagens befestigt und die Sicherheitschlösser vorgelegt, dann wurde das Abfahrtsignal gegeben, und der Zug jagte hinaus in die dunkle Nacht.

Als er einige Minuten in Bewegung war, fragte einer der Herren, die zuerst eingestiegen waren, die später hinzukamen: „Habt ihr mit dem Schaffner gesprochen?“

„Jawohl,“ entgegnete der eine, der aber in der anderen Ecke sitzen blieb, „ich habe ihm ein Trinkgeld gegeben, damit er uns bis Brüssel schlafen läßt. Ich habe ihn gebeten, er solle niemand in das Coupe hereinlassen, und er wird es auch nicht thun.“

„Gut“, lautete die Antwort, „dann an's Werk!“

„Wir können bis Gent nichts unternehmen. Der Zug fährt bis Brügge nur zwanzig Minuten und hält dort eine Minute. Dann fährt er bis Gent vierunddreißig Minuten. Wir können in dieser Zeit die Vorbereitungen treffen, aber die Hauptsache muß zwischen Gent und Brüssel geschehen. Wir haben dann zweiundfünfzig Minuten Zeit, in diesen kann viel geschehen. Habt ihr alles zur Hand?“

„Es ist alles vorbereitet, Jones!“

„Dann macht die Behälter zurecht.“

Die vier Reisenden hatten ziemlich umfangreiches Gepäck. Die Handtaschen und Koffer wurden färmlich geleert, und es zeigte sich, daß sie verhältnismäßig wenig Inhalt hatten. Das gesammelte Gepäck, das in ihnen steckte, wurde in zwei Handtaschen fest verpackt, so daß noch zwei Handtaschen und zwei Koffer leer zur Verfügung blieben.

Brügge und zwanzig Minuten später Gent wurden passiert. Die Reisenden schliefen jedesmal, wie der Schaffner, der in den Wagen hineinsah, bemerkte. In Brügge stieg der Schaffner in den Abtheil dritter Klasse ein, in dem er zusammen mit den anderen Kollegen während der Fahrt Platz zu nehmen hatte, da Schaffnerfrage, wie bei uns, bei den belgischen Wagen damals nicht vorhanden waren. Nachdem Gent passiert war, klappten die Jnsassen des letzten Abtheils vor dem Postwagen A. B. die Lampenschirme aus dunkelgrünem Stoff herunter, und es war nun fast ganz dunkel im Wagen. Die Lampen waren auch nach außen keinen Schein.

Der eine der vier Jnsassen öffnete darauf vorsichtig die Thür und schwang sich auf das Trittbrett hinaus. Trotzdem der Zug in voller Fahrt war, ließ er sich vorsichtig bis an das Ende des Wagens und tastete darauf nach dem Griff, der am Kopfe des Postwagens A. B. angebracht ist, und nachdem er ihn gefaßt hatte, schlang er sich auf das Trittbrett des Postwagens. Ihm folgte der zweite der Jnsassen und schließlich der dritte, der jedoch am Ende des Trittbretts des Personenwagens stehen blieb. Der vierte Jnsasse schloß die Thür des Abtheils und lehnte sich aus dem Fenster.

„Macht rasch“, rief er halblaut, „Station Alost wird sofort passiert.“

„Das macht nichts“, lautete die Antwort, „der Bahnsteig liegt drüben auf der anderen Seite, ebenso der der nächsten Station. Hier sieht uns kein Mensch.“

Das Geheimschloß am Postwagen wurde mit einem Schlüssel geöffnet, die Binschaden der Bleisiegel durchschnitten; dann öffneten die Diebe die Thür des Postwagens, und zwei von ihnen schlangen sich hinein. Der dritte blieb auf dem Trittbrett stehen, der vierte behielt seinen Platz im Fenster des Abtheils. Als die beiden Einbrecher im Inneren des Postwagens waren, zündeten sie eine kleine Laterne an und leuchteten auf dem Boden umher, auf dem die Postfächer aufgestapelt waren. Sie suchten die aus, die mit blauen Etiketten gezeichnet waren, weil diese Werthpäckchen und Geld enthielten. Dann zogen sie lange, dolchartige Messer sowie trumme, haarharte Gartennmesser aus ihren Kleidern und schnitten die Säcke auf. Mit großer Geschwindigkeit wurden die Geldbriefe, die Werthpäckchen, welche Geld oder Brillanten enthielten, aufgerissen und ihres Inhalts beraubt. Nach viertelstündiger Arbeit gaben die Räuber noch außen ein Zeichen. Der Mann, der im Abtheil saß, gab eine leere Tasche dem Manne, der auf dem Trittbrett stand, und dieser gab die leere Tasche in den Postwagen. Nach einiger Zeit kam die Tasche auf demselben Weg gefüllt zurück. So wurden auch die zweite Tasche und dann die Koffer nach dem Postwagen leer befördert und gefüllt zurückgegeben.

Lange, bevor der Zug den Bahnhof in Brüssel erreichte, saßen die vier Diebe wieder in ihrem Abtheil zusammen, und man sah ihren Gesichtern die Freude über den gelungenen Streich an.

„Wie viel wird es ungefähr sein, Jones?“ fragte einer von ihnen.

„Ich denke, es werden zwei bis drei Millionen sein, außerdem noch Papieren, die man nicht gleich verkaufen kann, die aber später noch umgesetzt werden können.“

Emil Caperon hatte eine sehr unangenehme Unternehmung zu übersehen, durch kam er mit einem Verweis und einer Strafverurteilung nach einer kleinen Stadt davon.

Die englischen Diebe aber verzehrten vielleicht heute als Rentiers in Amerika, England oder Italien die Früchte ihres mit so viel Geduld und Geschicklichkeit eingeleiteten und ausgeführten Millionendiebstahls im internationalen Postwagen A. B.

„Habt ihr auch alle Spuren bemerkt, ist das Schloß wieder vorgelegt?“

„Alles ist geschehen, nur die Bleiverschlüsse konnten wir nicht wieder anmachen; auf die achtet aber so leicht kein Mensch.“

„Es bleibt also dabei: ihr beiden laßt euch von dem Schaffner wecken und steigt in Brüssel aus. Wie verlassen erst in Lüttich den Zug, denn unsere Fahrkarte lautet dahin. Wenn in Verviers die Sache entdeckt wird, sind wir längst über alle Berge!“

„Und nun Ehrlichkeit! Uebermorgen treffen wir uns in London, dort wird getheilt.“

Der Zug lief in Brüssel ein. Der Schaffner hatte Mühe und Noth, die beiden Herren, die bis Brüssel fuhr, zu erwecken, so fest schliefen sie. Sie verließen mit den Koffern und Taschen den Wagen. Die beiden anderen Herren hatten den Schaffner, der erst in Lüttich zu wecken. Sie waren sehr erschaut, als sie erfuhr, sie mühten umfingen. Sie nahmen anscheinend muthwillig ihr Gepäck und suchten den Schnellzug 67 auf, an welchen auch der Postwagen A. B. angehängt wurde.

Sechs Minuten später verließ der Schnellzug 67 den Brüsseler Bahnhof, um über Lüttich und Verviers nach Aachen und Köln zu fahren. Um 4 Uhr 24 Minuten früh traf er in Verviers ein. Die deutsche Grenze liegt erst bei Herbesthal, die deutschen Beamten fahren aber dem belgischen Zug bis Verviers entgegen, um von dort die Post zu übernehmen. Die belgischen Postbeamten, die von Brüssel den Schnellzug 67 begleitet hatten, übergaben erst die belgische Post, dann ver fügten sie sich mit den deutschen Beamten zusammen nach dem internationalen Postwagen A. B., um hier bei der Uebernahme anwesend zu sein. Die deutschen Beamten prüften den Wagen mit aller Sorgfalt nicht nur auf der einen, sondern auch auf der anderen Seite. Die Geheimschlösser waren in Ordnung, nur fehlte auf der einen Seite ein Bleiverschluß.

Die belgischen Beamten meinten, derselbe sei anzulegen vergessen worden; die Post sei so groß gewesen, daß in Ostende kaum Zeit blieb, um die Schlösser anzulegen. Die Geheimschlösser wurden jetzt geöffnet, die Bleisiegel an der anderen Seite des Wagens durchschnitten und die Thür geöffnet. Erstaunt sprangen die Beamten zurück: ein Stoß loser Briefe, der an der Thür aufgestapelt gewesen, fiel ihnen entgegen.

Im Inneren des Postwagens sah es grauenhaft aus: die Werthpäckchen sämtlich durchschnitten und zerlegt, Briefe, Briefumschläge, Postformulare lagen auf dem Boden herum. Offenbar hatte ein Raub stattgefunden, und die deutschen Beamten weigerten sich infolgedessen, die Post zu übernehmen. Der Stationsvorsteher von Verviers holte die Polizei, und dann ging man an die Untersuchung. Der Postwagen war in der That beraubt. Man fand ein trummes, scharfgeschliffenes Gartennmesser, das zum Aufreißen der Lederfächer benutzt worden war. Die Untersuchung wurde mit allem Eifer betrieben, denn der Schaden war ein ungeheurer. Es fehlten an barem Gelde Millionen, und andere Millionen waren in Wechseln, Staatspapieren, Diamanten und Gold verloren. Es wurde festgestellt, daß höchst wahrscheinlich die vier Leute, die im letzten Abtheil des Zuges gefessen hatten, die Räuber gewesen waren.

Im Laufe der Untersuchung meldete Caperon pflichtgemäß was er von seinem Freund Frazer wußte, und daß dieser niemals von England zurückgekehrt war, nachdem er die Depesche wegen der angeblichen Krankheit der Mutter erhalten hatte. Die von ihm bei Caperon zurückgelassenen Koffer enthielten werthvolle alte Kleidungsstücke und Malutensilien, die zum Theil erst in Brüssel gekauft waren.

Die belgische Regierung hatte für einen Schaden von mehreren Millionen aufzukommen. Dabei deckte sie nicht einmal den Schaden vollständig, denn die Bankhäuser in Amerika und England deklariren bei der Post fast nie den vollen Inhalt der Geldbriefe, weil sie die Portofolien sparen wollen, und versichern bei besonderen Privatgesellschaften zu mächtigen Brämien die Geld- und Werthsendungen. Diese Privatgesellschaften hatten ebenfalls noch große Summen für abhandelegetommene Werthpapiere und Gelder zu erheben.

Von den Räubern entdeckte man keine Spur.

Natürlich wurde von dem Augenblick an der internationale Postdienst über Ostende – Brüssel vollständig geändert. Die Wagen wurden fortan von Postbeamten begleitet, und so leicht, wie es den intelligenten Einbrechern gemacht worden war, den Postwagen um Millionen zu berauben, war die Sache nun nicht mehr.

Emil Caperon hatte eine sehr unangenehme Unternehmung zu übersehen, durch kam er mit einem Verweis und einer Strafverurteilung nach einer kleinen Stadt davon.

Die englischen Diebe aber verzehrten vielleicht heute als Rentiers in Amerika, England oder Italien die Früchte ihres mit so viel Geduld und Geschicklichkeit eingeleiteten und ausgeführten Millionendiebstahls im internationalen Postwagen A. B.